

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 282.

Freitag, 23. Oktober.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Jrmier.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Männer sprangen auf, sahen scharf und klar in die Nacht. Das war Gefahr!

Man suchte Deckung im Hause. Gläser klirrten und fielen um. Aus einer umgestürzten, auf der Tischplatte herrollenden Whiskyflasche plätscherte kuckend ein dünner Strom auf den Fußboden. Stühle standen im Wege, flogen unter kräftigen Tritten schurrend in die Ecken. Man lief, um Waffen zu holen.

Sanders griff im Vorbeihasten nach dem Pfeil. Erschrocken zog er die ausgestreckte Hand zurück . . . an dem Rohr bewegte sich etwas . . . Ein dünner Streifen rollte sich von dem noch immer leise zitternden Schafte los: ein Papierstreifen!

Betroffen entfaltete er ihn. Es standen nur drei Zahlen darauf: Achtundzwanzig — vier — dreizehn.

Kopfschüttelnd steckte er das Papier in die Tasche, lief dann den anderen nach in das Haus.

Die Herren unternahmen eine Streife. Doch das Urwald Dunkel gab sein Geheimnis nicht preis.

Müde und durstig kam Sanders mit seinen Gästen nach einer Stunde in das Haus zurück.

Zum Schlafen war man noch zu erregt, also setzte man sich noch einmal um den runden Tisch in der Halle. Es war doch besser hier als draußen in der Veranda. Wer konnte wissen, was geschah! . . .

Sanders ließ eiskalten Sekt bringen und wie es so natürlich war, war nur die Rede von dem seltsamen Schuß! An die Tigerjagd dachte niemand mehr.

Man riet hin und her: wem mochte der Schuß gegolten haben? Nun, vermutlich Sanders, da es sein Haus war! Aber warum denn nur?

Plötzlich schlug sich Sanders mit der flachen Hand vor die Stirn — der Zettel war ihm eingefallen. Er zog ihn aus der Tasche seines Tropenjacketts und betrachtete ihn noch einmal mit Ruhe. Merkwürdig — die Ziffern bildeten ein Dreieck:

28 — 4

13

Auch das hatte sicher, wie die Zahlen, irgendeine bestimmte Bedeutung. Aber welche?

Er saß da und zerbrach sich den Kopf.

„Was haben Sie denn, Wynheer Sanders“, fragte van Deventer, der schließlich gemerkt hatte, daß der Hausherr sich nicht mehr an den allgemeinen Erörterungen beteiligte.

Sanders sah auf.

„Der Schuß sollte wohl niemanden von uns treffen“, sagte er. „Das hier war an dem Pfeilschaft befestigt.“ Er zeigte den Zettel herum. Nun zermarterten sich alle sieben Herren den Kopf.

„Könnte eine Geheimschrift sein“, meinte Wynheer van Deventer kopfschüttelnd.

Siedend heiß überprüfte es plötzlich Sanders. Ein Gedanke — Deventers Worte hatten ihn entziffert — tanzte höhnisch, wie ein hartnäckiger Kobold, wieder und wieder durch seinen Schädel: Benares — Benares! Zwei von den verwünschten Ziffern hatten ihn darauf gebracht: achtundzwanzig — vier. Denn das Refontre mit dem Fakir war am 28. April gewesen, also am 28. — 4.

Er dachte weiter, und was ihm dann einfiel, trieb

den Schweiß in Strömen aus seinem an und für sich schon erhitzten Körper. Er zog sein großes weißes Seidentuch und fuhr sich damit über die Stirn.

Wenn die Zahlen auf dem Wisch da nun wirklich das Datum jenes Tages, an den er so ungern dachte, bedeuteten?

Dann war das eine Warnung? . . . Aber von wem kam sie? Oder eine Drohung? Wer drohte?

Deventers Stimme unterbrach seine Gedanken. Der sagte: „Es wird doch keiner so verrückt sein und uns auf so merkwürdige Weise eine Chiffreschrift zuschicken. Da muß der Empfänger doch unter uns sein.“

Er machte eine Pause. „ . . . oder unter der Dienerschaft, Sanders? — oder“, er sah sich misstrauisch in der Runde um, „oder will der Empfänger die Chiffreschrift nicht kennen?“

„Ich denke fast, ich kenne die Lösung“, antwortete ihm Sanders langsam und leise, sie würde dann nur mich angehen“, fügte er in einem Tone hinzu, der von vornherein jede weitere Frage abschnitt.

„So, so“, sagte Deventer erstaunt und polterte weiter: „Na, dann ist die Sache ja wohl erledigt.“

Für Sanders war aber die Sache nicht erledigt. Während das Gespräch seiner Freunde sich jetzt der bevorstehenden Tigerjagd zuwandte, saß er da und grübelte.

Gefahr — Gefahr — eine unbekannte Gefahr — wiederholte er sich immer wieder. Ja, wenn ich sie nur kennen würde.

Dann raffte er seine Gedanken zusammen. Er hatte doch gar keine Feinde. Mit seinen Plantagenarbeitern, mit den Malaien aus den Dörfern stand er auf dem besten Fuße. Die Bevölkerung war hier überhaupt harmlos. Also: wer . . . wer?

Der 28. 4. gab er sich selbst zur Antwort. — Benares, der indische Priester, dessen Freunde . . .

Das Motiv wohl: Rache.

Aber wie konnte man ihn hier aufgefunden haben? Keiner von denen wußte, wer er war, woher er kam. — Benares war weit. —

Hier war etwas Geheimnisvolles, ein Rätsel, und lösen konnte er es nicht.

Wenn die Ziffern 28 und 4 wirklich den 28. April bedeuten . . . was bedeutet dann aber 13?

Es war das Jahr 1926 — also konnte es keine Jahreszahl sein.

Es wurde ihm leichter ums Herz, schon hörte er wieder mit halbem Ohr auf das Gespräch der anderen, fing auf: „ . . . ein kapitales Tier . . .“

Er stürzte hastig ein Glas Sekt hinunter. Das kühle Brädeln beruhigte.

Nein — war das keine Jahreszahl, dann war das auch nicht das Datum des Unglückstages.

Aber — was war es dann? Zahlenmystik?

Der Zettel war klein, der Zettel war gewöhnliches, weißes Papier, und dennoch ging ein unheimliches Fludum von ihm aus.

Er verschuchte die Gedanken und beteiligte sich an der Unterhaltung. Er gab ein gefährliches Jagdabenteuer zum Besten, das er vor Jahren in Afrika mit einem Nashorn zu bestehen gehabt hatte. Bald dachte

er an nichts anderes mehr. Die Gefahr — sie war seit Jahrzehnten seine ständige Begleiterin, und er liebte sie.

Es war schon sehr spät, als man zu Bett ging. Als er dann allein in seinem Schlafzimmer war, mußte er doch wieder an den Zettel mit seiner einfachen und doch so rätselhaften Inschrift denken, der in seiner Jackett-Tasche steckte. Mühsam suchte er wieder nach Erklärungen, — fand keine, schlief endlich ein.

2. Kapitel.

Schatten.

Still lag das Haus und wartete darauf, von dem Morgen aus den Fesseln der Nacht erlöst zu werden. Sanders lag unruhig unter dem Moskitonez. Er sprach ein paar Worte, schlug mit der geballten Faust auf die Decke, schreckte auf.

Hatte er geschlafen?

Es war jener entsetzliche Zustand, in dem wir kaum wissen, ob wir schlafen und geträumt haben oder ob uns die erregten Nerven fieberige Bilder vorgaukelten.

Er zwang sich zur Ruhe, dämmerte weiter. Doch dort ... zuckte seine Haut unter feuchtkühler Berührung.

Zwei große schwarze Kreuzspinnen hatten sich an seinem Körper festgesaugt! Über dem wildpothenden Herzen saßen sie, senkten ihre Stachel tiefer und tiefer und er konnte sie nicht abwehren! Schon konnte er die Glieder nicht mehr bewegen, schon bekam er keinen Atem mehr — nur träge noch kreiste das Blut in den Adern, hämmerte schwer in den Schläfen. Alles Leben kam in ihm zum Stocken.

Da sah er, daß die Spinnen glänzten, funkelten. Das waren keine Spinnen. Er wollte aufschreien, die trodene Kehle brachte keinen Laut hervor, keine Spinnen, das waren Augen, menschliche Augen: die Augen des Inders waren es, die ihm den Lebenssaft auszogen!

Mit einem Schrei fuhr er empor. Hell wach war er jetzt, griff mit der Hand ans Herz. Da war nichts! Ein Alp! Er atmete auf.

Aber da war doch etwas. Da war noch immer das Brennen und wollte nicht aufhören, so sehr er auch strich und wuschte.

Entsezt sprang er auf, blieb im Moskitonez hängen, zerriß es. Er machte Licht. Er griff nach dem Handspiegel, riß den Pyjama auf, starrte in das Glas. Zu sehen war nichts und doch spürte er noch immer, wie da etwas auf seiner Haut brannte, sich in den Körper wühlte.

Er rannte im Zimmer auf und ab. Es half nichts, es brannte weiter. Ein Alp, ein besonders schwerer Alp beruhigte er sich noch einmal, hoffte er und fühlte dabei doch — es war etwas anderes!

Endlich ging draußen ein Riß durch das beklemmende Schwarz, das Tageslicht flutete über die Erde, drang in alle Winkel, spülte auch das Brennen auf seiner Brust mit fort.

Ah, war das eine Erlösung! Er trat an das offene Fenster und sah: im Erdreich Eindrücke von Füßen! Dicht vor dem Fenster. Da mußte also jemand gestanden, sich am Fensterbrett hinaufgezogen ... ins Zimmer geblickt haben — während er schlief. Welch unangenehmer Gedanke! —

Er ging in das Badezimmer nebenan, ließ dampfend heißes, dann kaltes Wasser über die Glieder laufen.

Aber es blieb eine seltsame Betäubung. Die Tigerjagd, der Besuch seiner Freunde, einige Feste, die ganzen nächsten Tage — das alles rollte für ihn wie hinter einem wallenden Nebel dahin, so, als ob er eigentlich völlig unbeteiligt daran wäre, als erlebte das ein anderer als er, — einer, der ihm allerdings sehr nahe stände. Eigentlich sah er dem Treiben dieses anderen nur uninteressiert zu.

Nur zwei klare Punkte gab es in dem Nebel und das waren zwei schwarze Augen, mehr gefühlt als wirklich gesehen.

Aber da waren sie! —

Es wurde immer schlimmer, so konnte das nicht weitergehen.

Er fuhr nach Palembang zum Arzt. Der schüttelte

den Kopf: „überreizte Nerven,“ erklärte er, „Malaria — das heiße Klima — kein Wunder.“

Sanders glaubte ihm gern. Es war da zwar eine Stimme in ihm, die ihm andere Deutungen juraunte, aber er brachte sie gewaltsam zum Schweigen.

Er blieb in Palembang. Es war gut, andere Eindrücke zu bekommen. Wirklich erhielt das rätselhafte Erlebnis auch bald ein ganz anderes Gesicht. Er konnte das alles sogar zeitweise vergessen.

Eines Tages trat er vergnügt aus dem Hotel, bummelte durch die Straßen und freute sich, einmal wieder hübsche Frauen zu sehen, weiße und braune.

Plötzlich hörte er Trommelwirbel. Die jagten alles von der Straße fort, denn sie bedeuten: Gefahr — Amokläufer kommt!

Sanders lief mit unter der Schreienden, auseinanderstiebenden Menge. Aber kaum hatte er ein paar Sähe gemacht, da wurde er angerempelt, abgedrängt. Zwei Malagen, die anscheinend den Kopf vor Angst verloren hatten und planlos hin und her wankten, waren die Schuldigen. Sanders versuchte ihnen auszuweichen. Es war nicht möglich, er kam von ihnen nicht los. Es war, als ob sie Halt an ihm suchten.

Und da lag im flirrenden Sonnenglanz die leere Straße. Noch leer war sie und war doch jetzt eine Straße des Unheils. Dort standen die Häuser, dort war die Rettung — aber für ihn nicht mehr erreichbar. Da verlor Sanders die Geduld. Er donnerte die beiden an. Es half nichts. Er war richtig eingeteilt zwischen den taumelnden Gestalten und mußte so mit ihnen weiter ein paar Schritte auf der gefährdeten Straße machen.

Innerlich raste er, aber er hatte sich seit Benares geschworen, sich nicht wieder hinreißen zu lassen. Nun ballte er doch die mächtigen Fäuste, um sich gewaltsam Platz zu schaffen.

Er kam nicht mehr dazu, um zuzuschlagen. Schon sauste es heran mit trappelnden Füßen, bog um die nahe Ecke — — — leuchtende Atemzüge des Amokläufers . . .

Mit einem verzweifelten Sprunge versuchte sich Sanders noch zu retten. Da kreischte der eine der braunen Burschen: „Benares!“ — und perfschte dem weißen Herrn einen heftigen Stoß in die Herzgrube.

Der verlor den Halt und kam ins Taumeln. Er starrte dabei auf den blühenden Kris, den der fast nackte Amokläufer in der Faust hielt und den er im nächsten Augenblick wie einen Feuerstrahl in seinem Körper spüren mußte.

Aber noch einmal bäumte sich sein ganzer Lebenswille gegen die Vernichtung auf. Abgeschüttelt war die Willenlosigkeit, die ihm für den Bruchteil einer Sekunde geraten hatte, das doch unvermeidliche Ende zu erwarten. Gestraft war sein Körper, fand Halt, gehorchte dem eisernen Willen, warf sich zur Erde, kugelte bei Seite.

Ein scharfer Luftzug, — — — vorüber raste der Amokläufer. Er war gerettet!

Sofort sprang Sanders wieder auf, erfüllt von dem einen Gedanken: Rache zu nehmen an den braunen Schurken.

Er sah sich um, suchte. Aber nirgends mehr waren sie zu sehen. Sie waren so spurlos verschwunden, als ob der Erdboden sie verschluckt hätte. Nun auf einmal! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Am Abend.

Die bunten Hänge neigen sich im Westen
Der Sonne hin zu müdem Abendlegen;
Ein lehtes Fuhrwerk auf verzweigten Wegen,
Ein lehtes Lieb der Wägel in den Ehen.

Aber den Saum der hohen Alpsektionen
Will silbern sich ersiehnte Dämmerung künden;
Nacht wird der Tag in stillen Frieden münden
Und wird die Nacht die hohen Stunden lohnen.

Nun ist der Schleiher tief herabgefallen,
Nur noch im Gras das Irpen einer Grille —
Schlafen ist alles, selbst der laute Wille
Und jedes Wünschen ist ein stummes Rollen.

Auf dem Hof.

Das schönste Denkmal für Edison.

Von Heinrich Hauser.

Wir wissen, daß Edisons wechselvolle Laufbahn als Zeitungsjunge begann. Wir wissen, daß er sein erstes Laboratorium in einem Padwagen auf einer Eisenbahnlinie errichtete. Wir wissen, daß bei diesen ersten Experimenten der Padwagen eines Tages in Brand geriet. Daß ein brutaler Stationsvorsteher den 14jährigen Jungen aus dem Wagen stieß mit einer so gewaltigen Ohrfeige, daß Edisons eines Ohr leither taub geblieben ist. Wir wissen, daß er als Telegraphist arbeitete. Wir wissen von seinem Aufstieg, seinem Laboratorium in Menlo-Park bei New York, wo er die erste Glühlampe erfand. Den „Zauberer von Menlo-Park“ nannte ihn das Volk, geblendet von den 800 Glühlampen, die sein Haus erhellten.

1929, 50 Jahre nach jener historischen Nacht, in der die erste Glühlampe aufglomm und mit verflohtem Bambusfaden erlosch — erhielt T. A. Edison eine Einladung zu Henry Ford nach Dearborn.

Er wußte, daß irgendwas geplant war, eine Feier, eine Ehrung, aber er wußte nicht, was es war. T. A. Edison kam in Detroit mit einem der großen Züge an und wurde auf ein Nebengeleis geführt. Auf diesem Geleis stand ein Eisenbahnzug aus dem Jahre 1850, die ersten Pullman-Wagen hinter einer alten bauchigen Lokomotive, deren Schlot einer großen Tüte glich. T. A. Edison schüttelte die Hand des Lokomotivführers — den er gekannt hatte vor 50 Jahren — den man aus seinem Ruhestich ausdrücklich hatte kommen lassen, um noch einmal im Leben einen Zug zu führen, 12 Meilen von Detroit nach Dearborn. 300 Meter von der Station entfernt stand ein großes, zweigeschossiges Fachwerkhäus in einem Garten. Edison erkannte das Haus — es war sein eigenes Laboratorium, es war das Haus von Menlo-Park, hierher verlegt.

Er meinte zu träumen. Er blieb stehen am Gartentor und blickte über den Zaun, kein Zweifel, es war sein Haus. Im Garten lag ein Haufen zerbrochener Flaschen und chemischer Retorten und Mörser — kein Zweifel, das waren seine Flaschen und Retorten, das war sein Müllhaufen. Vor dem Haus lag ein großer, grauer Felsstein. Ja, das war auch sein Stein. Er hatte sich oft über den Stein geärgert, er hatte sich die Knie an ihm gestoßen. Er sah die Bäume an. Ja, das waren seine Bäume — nur älter und größer geworden. Er maß die Stellung zum Haus — ja, sie standen, wie sie immer gestanden hatten.

Edison ging die knarrende Holztreppe hinauf. Er kam in einen großen Saal. Er war angefüllt mit Werkbänken, Regale voller Chemikalien standen an den Wänden. Elektrische Apparate waren auf den Tischen aufgebaut. Seine alten Augen prüften Stül für Stül, und die vergrabenen Bilder der Erinnerung wurden lebendig in seinem mächtigen Gehirn: ja, das war so gewesen. Stül für Stül. Jedes Modell, jede Maschine. Da war die Uhr, deren Zeiger noch mit einem Band festgebunden waren, so wie er sie festgebunden hatte. Ein Symbol: in diesem Laboratorium gab es keine Zeit. Da war die Klappermaschine, mit der er seine Assistenten geweckt hatte. Die durften schlafen — stundenweise, während irgend ein Experiment im Werden war.

Da war der Stuhl, in dem er zu sitzen pflegte, und vor dem Stuhl war eine Apparatur aufgebaut, Glasröhren, Schläuche und Kugeln: es war die Apparatur, mit der vor 50 Jahren das erste Licht in einer Glühlampe entzündet war.

Mehrere alte Männer standen im Hintergrund. Edison erkannte sie. Es waren seine Mitarbeiter, es waren die gleichen Männer, die vor 50 Jahren in der historischen Nacht mit ihm gearbeitet hatten. Sie waren weißhaarig, aber so aufrecht und ihre Augen so in Spannung strahlend, überwach, wie in jener Nacht.

Die alten faltigen Fingern T. A. Edisons tasteten nach den Glasröhren und Kolben. Die Assistenten halfen, schalteten die Dynamos ein. Im Hintergrund stand das Ehepaar Ford, der junge Ford und wenige Gäste, und mit atemloser Spannung sahen sie das Experiment geschehen, das große Experiment, das der Welt ein neues Licht brachte. Es war eine leuchtende Stunde.

Dann wandte sich der große alte Mann um zu Henry Ford, dem anderen großen alten Mann — und lächelte: „Henry, Henry, du hast es wunderbar gemacht. Ich hätte es nie geglaubt, du hast es zu 99¹⁰ Prozent genau gemacht, wie es gewesen ist.“

Da lächelte Ford und beugte seinen Kopf zu Edisons Ohr, damit er ihn verstände: „Was ist das Geheimnis, das fehlt?“

„Henry, es ist der Dred. Der Dred lag hier immer ganz hoch. Du hast es zu sauber gemacht.“

Tatsächlich waren die Edison-Laboratorien in Menlo-Park und Ford-Worth bereits abgerissen, das Material teilweise in anderen Häusern verbaut. Als Ford den Plan sah, das alles wieder aufzubauen, hat er ganze Gebäude aufgekauft, und abreißen lassen, um etwa ein paar Bretter wiederzugewinnen, die zu den Laboratorien gehört hatten. Stein für Stein liegt heute, wo er gelegen hat, nach Photos und Beschreibungen wieder hergestellt.

Es steht auch die erste Fabrik Edisons. Sie ist in Betrieb. Es läuft die alte Dampfmaschine mit dem holzbeschlagenen Zylinder, verziert mit blumigem Rankenwerk aus Eisen. Es läuft das große Rad mit dem Treibriemen nach der Decke, es laufen die ersten Dynamos, unendlich rührend und kindlich anzusehen, wie junge Pilze im Walde.

Der Mann ohne Heimat.

Mit einem Abschiedskuß, der ein wenig lange dauerte, begann Peter Russells Exil. Das war in Cork drüben in Irland. Da konnte er sich nicht rasch genug von einem Mädchen trennen, und inzwischen fuhr sein Schiff, auf dem er Matrose war, ohne ihn nach New York. Nun dachte der arme Peter, er könnte sich auf einen anderen Dampfer einschmuggeln, als blinder Passagier Amerika erreichen und dort sein Schiff wiederfinden. Doch in Boston ließen ihn die Postkisten nicht an Land, weil er keine Papiere bei sich hatte. So wurde er mit dem nächsten Dampfer nach England zurückgeschickt. Doch auch hier wollten ihn die Behörden nicht haben. Ihrer Ansicht nach war er überhaupt kein Engländer, und Peter Russell konnte das Gegenteil nicht beweisen. Als Gefangener im Gewahrsam des Kapitäns kam er nach Boston zurück. „Nehmen Sie ihn nur wieder mit!“ war der einzige Rat, den die Polizei dem Kapitän erteilen konnte, und so geschah es. Peter Russell hat nun die vierte Reise als Gefangener zwischen England und Amerika hinter sich, und die Aussichten, daß ihn eines der beiden Länder in nächster Zeit endlich anerkennen wird, sind recht gering.

Welt u. Wissen

Der Toilettentisch einer Dame vor 3000 Jahren. Daß schon im 13. vorchristlichen Jahrhundert der Toilettentisch einer Dame mit einer großen Anzahl von Töpfchen und andern Behältern ausgestattet war, zeigen die neuesten Ausgrabungen, die der französische Archäologe Schaeffer an der so außerordentlich ergiebigen Ruinenstätte von Ras-Schamra in Syrien ausgeführt hat. Der Gelehrte fand, wie er in einem Bericht vor der Pariser Akademie der Inschriften mitteilte, zu Minet-el-Beida, in der Nähe eines Hafens, in dem im 2. vorchristlichen Jahrtausend Kupfer aus Cypern nach Ägypten verschifft wurde, Baulichkeiten, die dem Totenkult gewidmet waren. Mehr als 400 Opfergaben kamen ans Licht, darunter bronzene Werkzeuge, Schmud und Gefäße. In einem einzigen dieser alten Magazine trug man auf mehr als 2000 Vasen, von denen 200 vorzüglich erhalten waren. Unter diesen letzteren erregt besonderes Interesse die Toilettenausstattung einer Frau. Sie besteht aus 22 Alabastergefäßen, die wahrscheinlich ägyptischen Ursprungs sind; sie mögen für die Salben und Essenzen bestimmt gewesen sein, mit denen man damals den Teint verschönerte. Außerdem sind kostbare Behälter in Entenform darunter, die aus Eisenblech geschnitten sind und wahrscheinlich zur Aufnahme von Schminke bestimmt waren. Man vermutet, daß es sich dabei um die Opfergabe einer ägyptischen Dame aus dem 13. vorchristlichen Jahrhundert handelt. In demselben Depot lagerten zahlreiche Schmudgegenstände, so Halsbänder mit Perlen aus Amethysten, Bergkristall und Karneol, von denen sechs Anhänger aus Gold zeigen, die mit der Gestalt einer nackten Göttin geziert sind. In einem Tempel, der aus dem 18. oder 20. vorchristlichen Jahrhundert stammt, fand man eine Statue, die nach einer Inschrift von der Gattin des von 1903 bis 1877 v. Chr. regierenden Pharaos aus Ägypten geschickt worden war. Ras-Schamra war im 13. und 14. Jahrhundert v. Chr. eine wichtige Bildungsstätte, und verschiedene „Schriftstücke“ wurden aus der Bibliothek ausgegraben, die schon im Frühjahr entdeckt worden war und be deutende Teile geliefert hat. Diese Dokumente sind in Keilschrift auf ägyptische Tafeln geschrieben und dienen dem Unterricht. Die Lehrer unterrichteten in mehreren Sprachen, und so ist es nicht verwunderlich, daß es damals schon Wörterbücher gab. Auf manchen Tafeln sind die Bedeutungen der Worte in den verschiedenen Sprachen nebeneinander gesetzt, so daß dadurch reiche Sprachgeschichtliche Aufklärungen gewonnen werden.

Neue Bücher

* **E. Weiß: „Georg Vetham“**, Arzt und Mörder, Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Ein exemplarisches Leben von unwiderstehlicher Dämonie wird hier erzählt. Georg Vetham ist eine der großen Gestalten der neueren Literatur. Sein Vater, ein hoher Staatsbeamter, dessen Nordlandexpedition vor langen Jahren verunglückt ist, ein Menschenverächter und Menschenfeind, erzieht ihn zu einem amoralistischen Wesen und öffnet ihm früh die Augen für die Grausamkeit und Sinnlosigkeit der Welt, damit er das Leben meistern lerne. Georg Vetham studiert Naturwissenschaften, wird Arzt, Bakteriologe und experimentiert nicht nur mit den Tieren, sondern auch mit den Gefühlen der Menschen. Um die Illusion der Gemeinschaft zu haben, heiratet er, beginnt aber bald seine Frau zu hassen, vergiftet sie und wird zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach C. in Südamerika deportiert. Hier erst, in der Hölle menschlicher Verworfenheit, wächst Georg Vetham zu seiner wahren Größe. In heroischer Arbeit forscht er in dem gelbfieberverseuchten Lande dieser schrecklichen Krankheit nach, auf seine Anregung und nach seinem Plane experimentieren der Generalarzt Carolus, Doktor Walthar, der Mitgefangene Mark und er selbst an sich, um die Verbreitungsweise des gelben Fiebers zu erforschen, und es gelingt ihnen auch, diese zu entdecken. Eine Perspektive von grandioser Weite eröffnet sich vor Vetham: die Entseuchung ungeheurer Landstriche. Er wendet sich dieser Arbeit zu und taucht dienend in der Allgemeinheit unter. Eine atemraubende Handlung von unermesslicher Fülle, tragisch große Szenen von erschütternder Gewalt und eine bis zu den Urtiefen des Seelischen dringende Psychologie lassen nicht ruhen, bis man das große Werk zu Ende gelesen hat.

* **Werner Beumelburg: „Der Kuckuck und die zwölf Apostel“**, Roman. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) Beumelburg, der Meister des „Sperrfeuer“, hat sich von der monumentalen Historiendarstellung der Kriegs- und Nachkriegszeit abgewandt. In „Der Kuckuck und die zwölf Apostel“ läßt er seine starke schriftstellerische Begabung im heiteren Spiel eines rein belletristischen Romans wundervolle Gestalten finden. Das Zeitalter des Kuckucks steigt empor mit seinen zierlichen pas de deux, mit seinen Allongeperücken und Schönheitspflasterchen, mit Lognetten, Lackspiegelschülchen und Spitzenmanschetten. Rauhre Kriegermänner mit breitkrämpigen Filzhüten, mit Vandaliers, Bifen, Musketen und Falkonets, mit pechgewirbelten Schnurrbärten und martialischen Geesten marschieren gen Traben-Trarbach, Beumelburgs Heimatstadt, zur Belagerung der alten Feste Grevenburg. Es ist entzückend, wie Beumelburg sich in das heitere Naturell und das verspielte und manchmal doch so bitter ernste Leben und Treiben des Kuckucks hineinlebt und die graziöse Gestalt der reizenden Marquise de Montolon, Reichsgräfin von Dhaun, und ihres Erwählten und die Schicksale des breitspürigen Korporals Zechlin, des Tobias Wenzel und der guten Marie miteinander in launiger Verschlingung verwebt.

* **Hai Shang Shuo Mong Zen: „Fräulein Tchang“**. Ein chinesisches Mädchen von heute. Aus dem chinesischen Original übertragen von Dr. Franz Kuhn. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Ein moderner chinesischer Roman, der einen unerhörten Einblick in das mondäne China und in das chinesische Volksleben gibt. Es ist die erste europäische Wiedergabe eines chinesischen Romans der Gegenwart, der „im sechsten Monat des dreizehnten Jahres des Volksstaats“, im Juni 1925, in Shanghai erschienen ist. Der Autor verbirgt sich hinter einem Pseudonym, das im Deutschen etwa „Traumwandler am Meer“ bedeutet. Im Mittelpunkt einer überaus reichen und farbigen Handlung steht Fräulein Tchang, die achtzehnjährige Tochter eines chinesischen Staatsrats, emanzipiert, genierisch, freheitsdurstig, um so mehr, als sie noch nach altem strengen Brauch erzogen wurde und das revolutionierte gesellschaftliche Leben ihr jetzt vieles erlaubt oder doch möglich macht. Natürlich kommt sie in Konflikt mit ihrem strengen Vater, die große Auseinandersetzung zwischen den beiden, in der die Kluft zwischen zwei Generationen, ja zwischen zwei Kulturen sich aufstaut, ist der Höhepunkt des Romans. Aber die große Freiheit entläßt die lebensdurstige Tchang bald, sie sieht kein rechtes Lebensziel vor sich und fügt sich gerne dem strengen, aber hohen Hofmann. Ihr Gegenspieler ist ihr Jugendgeliebter Tschou, ein hemmungsloser Lebefüngling und Repräsentant einer irregeleiteten Jugend. Die internationale Atmosphäre Shanghais, der östlichen Weltstadt, ist in dem Roman auf großartigste veranschaulicht.

* **Ottomar Zankel: „Der Napoleonbauer“**. Ein Semmeringroman. (Amalthea-Verlag, Wien.) Die

Semmeringbahn, die erste große Gebirgsbahn Europas (1848–1853), deren genialer Erbauer Karl von Hegga den wunderbaren Zusammenklang von Natur und Technik erahnte, stößt neben begeisterter Aufnahme auf erbittertsten Haß des Bauernführers Bolleros. Dieser — Napoleonbauer genannt, da er als junger Mann dem großen Franzosenkaiser aufauerte —, ein fanatischer Anhänger der Tradition, und Feind aller Neuerungen, nimmt den Kampf auf. Doch auch er zerschellt an der unbarmherzig vorschreitenden Technik und an den veränderten Formen der Neuzeit. Dieses Buch ist ein Stück österreichischen und daher deutschen Lebens!

* **Paul Schulz: „Im U-Boot durch die Weltmeere“**. (Welshagen u. Klasing, Bielefeld.) Ein einfacher Mann schildert die Begebenheiten des Weltkrieges zur See. Auch wer sonst kein Freund von Kriegsgeschichten ist, kann sich der padenden Wirkung dieses Buches nicht entziehen. Der Verfasser läßt seiner Phantasie die Zügel nie schiefen; er beschreibt wahrheitsgetreu die miterlebten Abenteuer. Auch für die Jugend ein Buch, weil auf jede Tendenz verzichtet wurde.

* **„Gartenlaube-Kalender 1932“**. Herausgegeben von Dr. Robert Koseu. (Verlag Ernst Reils Nachf. [August Scherl] G. m. b. H., Berlin SW. 68.) Wenn man dieses Jahrbuch, das wie ein alter Freund anmutet, aufschlägt, so stellt man mit großer Freude fest, daß der Inhalt den bisherigen Jahrgängen in keiner Weise nachsteht. Der erste Teil bringt eine Fülle beratender und statistischer Angaben sowie eine Übersicht über die wichtigsten Ereignisse vom 1. Juli 1930 bis zum 3. Juli 1931. Der zweite Teil ist der Unterhaltung gewidmet: Paul Oskar Höder erzählt eine Wintergeschichte „Schiffsjunge Erik“, „Das schöne Fräulein“ zeigt Dr. Robert Koseu in Wort und Bild, über „Moderne Nervenbehandlung“ sagt Dr. Hans Kuttner Neues, „Schulen, die man kaum kennt“ schildert Ellie Tschauer, „Laßt Kinder Kinder bleiben“ ist ein Aufsatz von Dr. med. Charlotte Jschode. — Dies sind nur einige der vielen Artikel, die fast alle mit vielen und schönen Bildern illustriert sind.

* **„Du kannst kochen!“** Ein praktisches Kochlehrbuch. Von Gewerbelehrerin A. Henschel. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Das praktische Kochbuch hat reiche Anerkennung und weite Verbreitung gefunden, so daß es bereits in 12. Auflage erscheinen kann. Die Fülle von erprobten Rezepten zum Kochen, Braten, Dämpfen, Baden, Konservieren der Nahrungsmittel ist durch Aufnahme neuer bereichert worden. Jedem Rezept ist eine Übersicht über die benötigten Zutaten mit Mengenangabe vorangestellt. Ein Abschnitt über Rohkost ist neu eingefügt. Ferner enthält das Kochbuch Speisefolgen für den Familien- und Gesellschaftsgebrauch, eine Übersicht für Resteverwertung, besondere Beispiele für Krankentrost, Anleitung zum Tischdecken und Servieren, ein Kapitel „Erste Hilfe bei Unglücksfällen“ und die gebräuchlichsten medizinischen Hausmittel. Seinen besonderen Wert erhält das Buch durch den theoretischen Teil, der nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen umgearbeitet ist, und das Wesentlichste aus der Ernährungs- und Nahrungsmittellehre enthält.

* **„Wirtschaft und Mathematik“**. Eine Einführung in die mathematische Behandlung wirtschaftlicher Probleme. Von Prof. Dr. F. Drendahn und Studienrat Dr. E. Schneider. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Im Zusammenhang mit den modernen Rationalisierungsbestrebungen haben mathematische Methoden in immer stärkerem Maße und mit großem Erfolge in die Wirtschaftsführung der Praxis Eingang gefunden. An einer Reihe von besonders zentralen Problemen zeigt dieses Bändchen, was mathematische Methoden für die wirtschaftliche Praxis leisten. Es bietet zahlreiche durchgeführte Beispiele und viele Aufgaben zu eigener Bearbeitung. An mathematischen Kenntnissen wird lediglich die Fähigkeit vorausgesetzt, einfachen infinitesimalen Rechnungen folgen zu können.

* **„Heilung von Magen- und Darmkrankheiten“**. Von Sanitätsrat Dr. med. Bieling. (Verlag Bruno Wiffens, Hannover.) Als langjähriger Leiter eines Sanatoriums hat der Verfasser reiche Erfahrungen gesammelt, die hier zum Besten der Magen- und Darmkranken veröffentlicht werden. Von besonderer Wichtigkeit sind die Zusammenstellungen über die Nahrung bei den verschiedenen Erkrankungen, sowie die Angaben über die Verhütung und Heilung.

* **„Umstände, die eine Ehe unglücklich machen“** und deren Behebung. Von Dr. med. Hope. (Verlag Bruno Wiffens, Hannover.) Unter Mitwirkung von Frau Dr. oec. publ. Hope hat der bekannte Verfasser über dieses recht schwierige Thema einen verständlichen, wohlgemeinten Ratgeber geschrieben, der den Weg zu einer glücklichen, harmonischen Ehe zeigt.